

DAS II. VATIKANISCHE KONZIL – VIERZIG JAHRE DANACH

Editorial

Vierzig Jahre sind vergangen seit dem größten kirchlichen Ereignis des letzten Jahrhunderts – eine ganze Generation. Nur wenigen steht das Ereignis des Konzils noch lebendig vor Augen, und von den direkt daran Beteiligten ist Papst Benedikt XVI. einer der letzten. Fast alle in diesem Heft Schreibenden gehören noch zu jener Generation, die die Konzilszeit miterlebt hat und von ihr geprägt worden ist. Doch auch für die meisten Zeitgenossen wurde das Konzils erst aus zweiter Hand zum Ereignis, etwa durch das Echo, das es in den Medien auslöste – «von der Parteien Gunst und Hass verwirrt». So erlebten es viele als Schock, einige als Bestätigung, nicht wenige als Enttäuschung.

Als Enttäuschung haben es jene erlebt, die bei der Ankündigung des Konzils auf die Erfüllung ihrer eigenen Erwartungen hofften – Erwartungen, die man vielfach von vorneherein als unerfüllbar erklären konnte. Es waren die gleichen Erwartungen, die auch heute noch, und noch nachdrücklicher, an die kirchlich Verantwortlichen herangetragen werden, und die man heute als ebenso unerfüllbar erklären muss, wie damals: Frauenordination, Aufhebung der Zölibatspflicht, Kommuniongemeinschaft mit den Kirchen der Reformation, Regelung der kirchlichen Situation der wiederverheirateten Geschiedenen, Demokratisierung und Dezentralisierung der Kirche.

Als Schock wirkte das Konzil auf viele Gläubige wegen der Reform, bzw. Umgestaltung der Liturgie, namentlich da, wo sie über das vom Konzil Beabsichtigte hinaus von einer «kreativen Geistlichkeit» weiterentwickelt wurde (*Gunda Brüske*). Wie bekannt schied sich an diesem Konzilstext, der häufiger angeklagt als gelesen wird, von allem Anfang an die Geister. Er war zwar nicht der entscheidende Grund für das nachkonziliäre Schisma Erzbischof Lefevres, doch er ist es im Bewusstsein vieler Gläubiger.

Als Bestätigung durften schließlich jene das Konzil erfahren, die die neueren Entwicklungen vor allem in der französisch- und in der deutschsprachigen Theologie verfolgt hatten. Tatsächlich hat das, was wenige Jahre zuvor noch des Modernismus verdächtigt worden war, die Theologie des Konzils weitgehend mitgeprägt. Neben der liturgischen Bewegung, der Bibelbewegung und, in geringerem Maß, der ökumenischen Bewegung,

die die theologische Atmosphäre des Konzils mitbestimmt haben, ist vor allem die von Henri de Lubac angeregte Wiederentdeckung der Vätertheologie in der Kirchenkonstitution «Lumen gentium» (*Michael Figura*) und in der Offenbarungskonstitution «Dei Verbum» (*Karl Lehmann*) fruchtbar geworden. Aufschlussreich ist in dieser Hinsicht, was Kardinal Ratzinger in seiner Autobiographie über den frühen Einfluss schreibt, den de Lubacs Theologie auf ihn ausgeübt hat. [Joseph Ratzinger, *Aus meinem Leben. Erinnerungen (1927–1977)*. München: Deutsche Verlags-Anstalt, 1998, S. 69]

Doch all das, das Konzilsereignis und die ersten Reaktionen, die es ausgelöst hat, ist heute Geschichte. Die beiden Konzilspäpste gehören der Geschichte an (*Victor Konzemius*); einer von ihnen darf gar schon als Seliger verehrt werden. Auch an den zeitgeschichtlichen Rahmen des Konzils muss historisch erinnert werden (*Hans Maier*). Das schicksalshafte 1968 hat vielfach stärker nachgewirkt als das Konzil und seinen Einfluss überdeckt.

Eine neue Generation von Katholiken wächst heran, «die Josef nicht gekannt hat» (Ex 1,8). Schon Ende der sechziger Jahre fragte mich ein Theologiestudent, nachdem ich mehrfach das Konzil zitiert hatte: «Müsste man diese Texte eigentlich einmal lesen?» Die Dynamik des Konzilsereignisses bewegt diese Generation nicht mehr; sie muss sich über die Konzilstexte beugen. Wie fruchtbar eine solche Relecture von Texten sein kann, haben in den letzten zwei Jahren die zahlreichen Gedenkveranstaltungen zum hundertsten Geburtstag von Karl Rahner und Hans Urs von Balthasar gezeigt. Auch da kamen neben jenen, die die beiden Großen noch persönlich gekannt haben, auch Theologen einer neuen Generation zu Wort, die sich nur an die Texte Rahners und Balthasars halten kann. Dieser neue und unbefangene Umgang mit den Texten hat alte Interpretations-Kanones aufgebrochen und manches Zukunftsweisende zutage gebracht.

Auch in den Konzilstexten liegt noch manches Unabgegoldene, das eine unbefangene Lektüre zutage bringen kann. Die neu entflammte Auseinandersetzung um die Grundausrichtung des Konzils (*Günther Wassilowsky*) wird vermutlich noch weitergehen. Bemerkenswert aber ist schon jetzt, dass gerade die vom Konzil als nebensächlich behandelten Texte wie «Nostra Aetate» (*Jean-Marie Lustiger*) und «Dignitatis humanae» (*Nikolaus Lobkowicz*) die vielleicht umstrittenste, aber auch intensivste Wirkungsgeschichte gehabt haben, von den Anstößen ganz zu schweigen, die vom Ökumenismusdekret «Unitatis redintegratio» ausgingen (*Walter Kasper*). Auch das erste Nebendokument des Konzils, «Inter mirifica» (Über die sozialen Kommunikationsmittel), das seinerzeit als vorschneller Verlegenheitstext abgetan wurde, ist zu diesen wirkungsvollen Konzilstexten zu rechnen, wenn man an die darauf folgende Entwicklung der kirchlichen Medienarbeit denkt.

Kehren wir zu den vier großen Grundtexten zurück. In der Rückschau wird man manches in diesen Texten kritischer beurteilen, beispielsweise den etwas naiven Optimismus von «Gaudium et spes» (Jörg Splett), welches dennoch das von Johannes Paul II. am häufigsten zitierte Konzilsdokument ist. Man mag auch an die schon erwähnten, nicht durchwegs erfreulichen Folgen der Liturgiereform denken. Und doch beinhalten gerade diese Dokumente auch manche hilfreiche Korrekturen und weiterführende Hinweise, die noch lange nicht ausgeschöpft sind. Vor allem aber wäre es verwegen zu behaupten, das kirchliche Leben und das Offenbarungsverständnis der Gläubigen habe das Idealbild schon eingeholt, das «Lumen gentium» und «Dei Verbum» vorgezeichnet haben. Deshalb will dieses Konzilsheft nicht so sehr der erinnernden Rückschau dienen als zu neuer, zukunftssträchtiger Beschäftigung mit den Konzilstexten anregen.

Peter Henrici